

(Nachdruck verboten.)

20]

## Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

„Ich widerspreche Herrn Hipler mit nichten,“ versicherte Max. „Das römische Recht ist der Schwamm in unserem Hause. Wie die Faust aufs Auge, so paßt es auf unsere deutschen Verhältnisse. Das römische Recht hat unsere Dörfergemeinden um ihr Eigenthumsrecht an Grund und Boden und um ihre Freiheit gebracht. Es hat den Freien zum Hörigen und den Hörigen zum Sklaven heruntergedrückt. Wenn Junker und Landesherrn, gleichviel ob weltlich oder geistlich, sich jeden Uebergriff, jede Unterdrückung erlauben, worauf stützen sie sich, als auf das römische Recht? Es hat den Eigennuß und die Selbstsucht großgezogen und heiligt sie, denn sie sind sein Grundgesetz; auf ihnen baut es sich auf.“

„Mag sein, werthrer Doktor,“ sprach der Ritter gleichmüthig. „Allein wie die Welt nun einmal ist, so sind es nicht die schönen und großen Ideen, sondern der Eigennuß, der sie regiert. Frei ist nur, wer Macht hat, denn er hat Recht. Darum sage ich: Macht! Macht! Macht! Das ist die Wünschelruthe, die alle Schätze hebt.“

Seine Gattin betrachtete ihn mit bangen Blicken. Sie war nicht die Vertraute seines Kopfes. Er aber war in rothiger Laune und ließ Wein bringen, um auf das Wohl Wendel Hipler's und Florian Seyer's zu trinken. Er ersuchte Max, ihn dem letzteren bestens zu empfehlen, wann er wieder nach Siebelstadt schriebe. Dann sagte er, die Becher nochmals füllend: „Ich würde meine Behauptung von vorhin Lügen strafen, lieber Doktor, so ich über dem Wohle jener vortrefflichen Männer unser eigenes vergäße. Ich bin auch ein wenig Zeichendeuter und so bringe ich diesen Trunk Euch, lieber Doktor, mit dem Wunsche zu, daß die glücklichen Aspekte, welche ich für unsere Sache in den Sternen lese, sich, und zwar bald, erfüllen mögen!“

Jedenfalls hatte er, seitdem er in Rothenburg war, keine Zeit verloren, um seine Sache zu fördern. Er war sogleich mit den Männern, die an der Spitze der reformatorischen Bewegung standen, in Verbindung getreten, indem er sich durch den Altbürgermeister bei dem Fräulein von Badell hatte einführen lassen, deren Haus am Burgthor ihnen zum Stellbischenbiente. War dieser Verkehr schwerlich dazu angethan, ihn bei Rath und Gesandten in guten Geruch zu bringen, desto mehr gereichte er ihm bei der Bürgerschaft zur Empfehlung. Auch benahm er sich gegen diese in leutseliger Weise, und die stolze Haltung, die er dem Patriziat gegenüber behauptete, galt ihr als ein Beweis, daß er sich in seinem Gewissen von den Anschuldigungen, die auf ihm ruhten, rein wußte. Es war ihm keiner zu gering, und wann ihn sein Weg über den Hauptmarkt führte, so blieb er bei den Krambuden am Rathhause stehen und unterhielt sich mit den Händlern und den Leuten, die sich dort zusammenfanden. Es fehlte hier gewöhnlich nicht an Müßiggängern; denn man erfuhr hier immer das Neueste aus der Stadt. Auch sorgten die Meister, mit denen er nächstens im Hause Kilian Etschlich's über die öffentlichen Angelegenheiten berieth, dafür, daß sein Ansehen in der Stadt wuchs.

Eines Tages beschenkte er Else mit einem kostbaren Gewandstoff aus venetianischer Seide. Es stand ein Geschlechter-Lanz bevor und er wollte bei dieser Gelegenheit die Tochter in die Welt einführen. Es dünkte ihn an der Zeit, aus der bisherigen Zurückhaltung herauszutreten, sollte diese nicht von den Patriziern falsch gedeutet werden. Die Kostspieligkeit des Stoffes machte Frau von Menzingen betroffen. Denn sie wußte nur zu gut, daß die Vermögenslage ihres Gatten eine so große Ausgabe nicht gestattete, und legte sich und den Kindern manche Einschränkung auf, um sein Verlangen nach einer feinen Tafel befriedigen zu können. Er gehörte zu den Männern, die für ihre eigene Person sich jeden Wunsch erfüllen, und seine Gattin war geneigt, seinen Hang zum Luxus mit den Entbehrungen zu entschuldigen, die er im Dienste des Herzogs Ulrich nach dessen Sturz hatte ertragen müssen. Da nachträgliche Vorstellungen die Sache nicht mehr

zu ändern vermocht hätten, so schwieg sie über die großen Kosten, in die er sich um Else's willen gestürzt hatte; auch wollte sie der Tochter die Mädchenfreude nicht verderben, mit der diese den prächtigen Stoff in der vollen Tagesbeleuchtung flimmern ließ. Else selbst aber faltete ihn bald wieder zusammen und legte ihn mit den Worten bei Seite: „Das ist viel zu kostbar für mich. Darin könnte eine Grafentochter zu Hofe gehen.“

„Und warum Du nicht?“ fragte der Vater mit einem Stirnrunzeln. „Die Menzingen sind ein tourenierfähiges Geschlecht und wer weiß, ob der Tag nicht näher zur Hand ist als Du ahnst, der Dich an einen Fürstenhof führt.“

Else sah ihn mit weit geöffneten Augen an, schüttelte im stummen Widerspruch die Locken und trug den Gewandstoff hinweg.

„Ihr solltet nicht versuchen, das Kind ehrgeizig zu machen,“ stellte die Mutter dem Ritter vor. „Fürstengunst, was hat sie Euch eingetragen, mein Gemahl? Der eine hat es stillschweigend geschehen lassen, daß Ihr ihm Euren guten Leumund opfert, der andere hat Euch mit in seinen Untergang gerissen. Der Sinn unseres Kindes ist schlicht und ernst, Glanz würde es nicht glücklich machen.“

„Laß' Else ihn nur erst kennen lernen,“ versetzte Herr Stephan. „Ihre Geburt weist sie in höhere Kreise als derjenige ist, welchen dieser Adel von Else, Scheffel und Kelter bildet. Abelig wollen Sie sein, es ist zum Lachen.“

„Und dennoch wählet Ihr aus diesem Kreise Eure eigene Gattin,“ betonte sie.

„Wohl, wohl!“ rief er verdrießlich. „Der Mann hebt die Frau zu sich empor, oder er zieht sie zu sich herunter. Doch Sorge Dich nicht um die Zukunft, sondern nur, daß Else ihrem Stande gemäß auf dem Tanzhause erscheine.“

Frau von Menzingen schwieg bekümmert.

Während sie und Else in dem stillen Frauengemach mit den Vorbereitungen zum Feste sich beschäftigten, erhielt die schöne Gabriele aus dem Kloster, in dem sie erzogen worden, von der ehrwürdigen Schwester Lamperta ein Brieflein, worin sie um ihren Besuch gebeten wurde. Schwester Lamperta unterwies die Klosterchülerinnen in den weiblichen Handarbeiten, unter denen für die vornehmen Fräulein die Kunst des Stickens obenan stand. Damit der Geist dabei nicht müßig blieb, so ließ sie unterdessen die Schülerinnen abwechselnd aus dem „Leben der Heiligen“ vorlesen, oder sie öffnete das Schätzkästlein ihrer eigenen Erfahrungen und erzählte von dem Leben des Abels, von Turnieren und Hofgesellschaften und lehrte, wie edle Fräulein sich dabei zu benehmen hätten. Sie war auch die Lehrmeisterin Gabriele's und Sabine's gewesen, und die Kissen, Decken und Decken, mit denen in dem gemeinsamen Zimmer der beiden Mädchen alle Sessel, Betspult, Tisch und Tischchen belegt waren, legten rühmliches Zeugniß von der dort erworbenen Kunstfertigkeit ab, aus goldenen, silbernen oder farbigen Fäden auf Tuch, Seide und Sammet zierliche Gebilde herzustellen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so rührte jedoch die Mehrzahl dieser Arbeiten von der fleißigen Nadel Sabine's her. Ihre Freundin verfügte nicht über die dazu erforderliche Geduld, wie ihr Handarbeiten überhaupt zuwider waren. Sie zog es vor, in einem der geschützten, weichen Sessel zu liegen und träumerisch die Gestalten und Muster der Teppiche, welche die Wände verhängten, oder die goldenen, silbernen und kristallinen Gefäße und die Majoliken, welche die Gesimse schmückten, zu betrachten. Wovon träumte sie? Troßdem und obgleich sie weder ein fleißiges, noch artiges Kind, war sie der Liebbling der frommen Schwester Lamperta gewesen und war es noch. Vielleicht weil sie in Gabriele's Wesen wie in ihrer verheißenden Schönheit den Stoff erkannt hatte, aus dem sich das Muster einer Edelbame formen ließ. Sie hatte deshalb auch nicht die Bemühungen ihrer frommen Mitschwester unterstützt, welche nach dem Tode von Gabriele's Eltern den Goldstich für den Klosterschatz zu gewinnen trachteten, während der damalige Rath darauf bestanden, das Vermögen der Stadt und den Geschlechtern zu erhalten.

Barum Schwester Lamperta ihren ehemaligen Bögling am folgenden Tage zwischen 10 und 11 Uhr zu sprechen wünschte, war in dem Brieflein nicht angegeben. Es war nicht das erste Mal, daß Gabriele einen solchen Zettel erhielt, denn die fromme Schwester hörte sie gern von der

Welt draußen erzählen. Die Pfortnerin des Klosters wie Gabriel nach dem Garten, welcher auf drei Seiten von einer gemöblten Halle umschlossen war, die vierte Seite nach dem Thore bildete die Stadtmauer. Schwester Lamperta lustwandelte nicht einsam in dem Kreuzgange. Ein Mann in dunkler Mantel und schmucklosen Barett ging ihr zur Seite. Beide Lehr- Gabriele den Rücken. Die Dominikanerin vernahm das Rascheln der weiblichen Gewänder auf den Steinfliesen zuerst. „Ach, da bist Du ja endlich, mein süßes Kind,“ rief sie erfreut, indem sie sich umsah, und wuschelte dem Mädchen entgegen. Denn wie den Frommen alles, so war der ehrwürdigen Schwester Lamperta das Klosterleben zum besten gegeben. Sie war vortrefflich genährt und das runde Gesicht, das dem Besuch aus den weißen Binden unter schwarzem Schleier entgegenlängte, strafte die reichlich vierzig Jahre ihres Daseins Lügen. Es war noch ganz glatt und schimmerte so weiß und rosig, als ob es nur eben mit Wachsfarben angestrichen wäre. Die Hand, die sie schon von ferne aus dem weiten Aermel ihrer weißen Kutte dem Mädchen entgegenstreckte und von dieser pflichtschuldigst geküßt wurde, hatte anstelle der Knöchel lauter Grübchen. „Nein, wie reizend Du wieder aussiehst,“ fuhr sie fort und überflog mit kleinen entzückten Augen den schönen Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ausstellung der Münchener Sezession.

München, Mitte Juni.

### I.

Wer aufmerksamen Blicks die Säle des Kunstausstellungsbauwerks am hiesigen Königsplatz durchwandert, in denen dieses Jahr die Mitglieder der sogenannten Sezession ihre Ausstellung veranstaltet haben, der hat sofort das behagliche Gefühl, daß jetzt der hastende Kampf um das Neue vorüber und an seine Stelle ein stilles, ruhiges Werden und Wachsen getreten ist. Nur vereinzelt beobachten wir noch an den ausgetheilten Werken jenes unruhige Tasten und Tappen, das früher so häufig die Beschauer störte und verwirrte; fast überall dagegen ein sicheres Fortschreiten auf den einmal eingeschlagenen neuen Bahnen, ein langsames Ausreifen der neuen Licht- und Farbenprobleme.

Natürlich haftet der Blick zuerst an den leider ziemlich spärlich gefäeten Bildern der großen deutschen Meister, die heute schon überall als die Bahnbrecher der modernen Kunst gefeiert werden. Der größte unter ihnen, Böcklin, ist nur durch ein kleines Gemälde vertreten, den „Hüter des Geheimnisses“, eine düstere nackte Männergestalt, die, ein seltsames Geschmeide um die Lenden gegürtet, in der gesenkten Rechten den Hammer, die Linke abwehrend erhoben, in einem dunkeln Gewölbe steht, in dessen Tiefe es geheimnißvoll aufleuchtet, wie rothglühendes Gold — zu Füßen des Knieen die hingestreckten Leichen zweier Gewappneten — das Ganze nur Stimmung, zu der sich jeder Beschauer seine eigene Geschichte hinzudichten kann. Den schroffsten Gegensatz zu dieser berückenden Phantastik bildet Ullde's ganz der Wirklichkeit abgelauschte Porträstudie — ein alter Mann mit vollem grauen Lockenhaar, den energischen Kopf mit der rötlich gefunden Gesichtsfarbe led zurückgeworfen, in zwangloser Morgentoilette, das Hemd am Halse offen, im langen grauen Rock, die Hosen unten aufgekrempt — in der scharfen Charakteristik und der Einfachheit der aufgewendeten Mittel an die besten Arbeiten des berühmten Spaniers Velasquez erinnernd. Neben diesem den vollen Zauber des wirklichen Lebens athmenden Meisterwerke macht „Der Abschied des jungen Tobias“, eine schlichte Verkörperung der bekannnten biblischen Legende, die derselbe Künstler in einem anderen Saale ausgestellt hat, einen nur schwachen Eindrud.

Und doch möchte ich diesem kleinen Genrebilde vor Franz Stud's „Kreuzigung“, die sich schon äußerlich viel anspruchsvoller darstellt, den Vorzug geben. Offenbar verführte Dürer's Vorbild den modernen Künstler zu dem Wagniß, uns von der vor dem Kreuze zusammenbrechenden Maria und von ihren beiden Begleitern nur die Rückseite mit halb zugewendetem Profil zu zeigen. Aber man fragt bei Stud auch jetzt noch, da er das Bild (es ist ein Jugendwerk des Künstlers) nur übermalt hat, wo bei der liegenden Haltung der Unterkörper der Maria hingelommen ist. Zudem ist der Kreuzigte selbst, im Gegensatz zu den prächtigen Charakterköpfen der Schächer, allzu konventionell gehalten. Abgesehen aber von diesen kleinen Mängeln, verräth der große Wurf des Ganzen, vor allem auch die Hintergrundstimmung, das Meer schaulustiger Köpfe, die aus der Tiefe zum Kreuze emporgrinsen, schon deutlich den werdenden Meister. Ganz er selbst tritt uns aber Stud erst in seiner „Pallas Athene“ entgegen, einem antiken Kultusbilde, dem der Künstler die Züge seiner eigenen Frau geliehen hat. Starr und unnahbar, wie die Trägerin der Aegis, schaut das todtblasse, fahle Gesicht mit den strengen Augen und dem schwarzgrünen Helm dem Beschauer entgegen. Der goldene Sintergrund, die dunkle Mützung, das wachs-

bleiche Gesicht geben der steif stilisirten Figur, die mit der Linken den Langenschaft umspannt und auf der Rechten eine Viktorie trägt, den monumentalen Charakter einer antiken Professionsstatue. Eine ähnlich überraschende koloristische Wirkung, nur daß sie sich nicht aus so schroffen Gegensätzen zusammensetzt, erzielt Stud mit seinem harfen spielenden „Meerweib“, dessen goldbrauner Leib mit dem wildsehnüchtigen Gesicht ganz von den tiefblauen Tinten des Meeres umspült wird.

Das Bedürfniß, zu stilisieren, das heißt die Natur wieder zu bestimmten künstlerischen Zwecken zu meistern und zurechtzufügen, eine bestimmte Auswahl von Linien und Farben zu treffen, um durch sie eine besondere Stimmung möglichst rein und klar zu veranschaulichen, macht sich überhaupt in der modernen Kunst mehr und mehr geltend, und diesem Neudealismus, wie man zu sagen pflegt, huldigen gerade die finstigsten Naturschwärmer. Man betrachte nur einmal Hans Thoma's „Frühling in der Campagna“, eine von strahlendem Sonnenschein überfluthete, blumige Wiese, auf der allerlei mythologischen Menschen- und Viehzeug mit einer treuherzig fleißigen Grazie herumtummelt — eine antike Staffagellandschaft, die in ihrer naiven Naturauffassung vielfach an unsere alten deutschen Meister gemahnt. Und nur gar desselben Künstlers „Adam und Eva“, das uns fast wie ein mittelalterliches Altarbild anmüthet und doch durch und durch modern empfunden ist: ein goldener Abendhimmel als Hintergrund, von dem sich die nackten Leiber des ersten Menschenpaares prächtig abheben — die rothhaarige Eva die Hand lüftern nach dem goldenen Apfel des ihre Häupter überschattenden Baumastes austretend, Adam, wie immer bei Thoma, mit hilflos blödem Gesichtsausdruck danebenstehend — hinter beiden, zwischen den seitlich gespreizten Knochenarmen das Leichentuch spannend, so daß es fast in Schulterhöhe wie eine spanische Wand die ganze Breite des Hintergrundes abschließt, der Tod — vorn, das übliche Feigenblatt erlegend, ein steif stilisirter Strauch, dessen hellgrüne Zweige die Lendenpartien der Nackten umspielen — ein Gemälde, das ebenso durch die klare und scharfe Ausprägung des einfachen Grundgedankens, wie durch den streng architektonischen Aufbau und die feinabgetönte Farbenharmonie den Beschauer, der sich seiner herben Schönheit ruhig überläßt, auch nachhaltig zu fesseln vermag.

Den eigentlichen Brennpunkt der Ausstellung, um den sich für den unbefangenen Beobachter alles übrige gruppiert, bildet die reichhaltige Sammlung russischer und finnischer Gemälde, die beide, bei sehr verschiedenartiger Technik und großer Mannigfaltigkeit der malerischen Motive, doch ihren ganz besonderen nationalen Stempel an der Stirne tragen. Welch melancholischer Reiz, den schweremüthigen Klängen des russischen Volksliedes vergleichbar, zittert über den düsteren Landschaften von Jsaak Levitan und Seroff! Die „Sümpfe“ des Engländers Peppercorn sind mit ihren stumpfen Bäumen, ihrem grauen Himmel und graubraunem Wasser gewiß ein Bild trostloser Verlassenheit. Aber was hier gleichsam nur wie verbaltener Schmerz um die zudenden Rippen spielt, das beginnt auf Jsaak Levitan's „Ewiger Ruhe“ zu klingen, tieftraurig und doch tröstlich wie das Lied vom Allerlöser Tod. Dies verwiterte Kirglein auf der Felshöhe über dem Meer, umgeben von den verwahrlosten Gräbern, hinausschauend auf das endlose Wasser, das bis zum unbekelkten Horizonte seine bleigrauen Wellen treibt, der ganze Himmel ein qualmenndes graues Gewölk — ist das nicht ein rührendes Sinnbild der grauen Unendlichkeit, in der alles Leben mit all seinen bunten Farben untertauchen muß?

Ähnliche Klageklänge hat Seroff in seinem „verwachsenen Leich“ in Farben übersezt, und auch Levitan's „letzter Schnee“ ist ein solches Stück slavischer Lyrik, nur daß hier das Grau der Gesamtstimmung durch helle, rötliche, gelbe und weiße Lichter sanft belebt wird.

Eine weiche, wehmüthige Frühlingsluft umspielt Restorow's beide „Mädchen“, die sich, ein baumlanger und ein kurzer Astet, unter den knospenden Bäumen auf dem Kiesweg des Gartens spazierend der dumpfsinnigen Andacht des Brevirlesens hingeben. Die beiden scharfcharakterisirten Gestalten rühren wenigstens den Beschauer durch ihre warme Menschlichkeit, während die am Grabe knieende, enthauptete „heilige Barbara“ desselben Künstlers, der vom Boden der eigene Kopf entgegenrinst, während vom Himmel her sich eine strahlende Märtyrerkrone dem kopflosen Halsstumpf nähert, durch die aller Mitleid spottende Gleichgültigkeit der kirchlichen Legende jeden Unbefangenen einfach anwidert.

Fast ebenso fremdartig berühren uns Westeuropäer, des unbekannnten Sagenstoffs wegen, die sehr led entworfene und streng archaisch stilisirten, in den Farben bisweilen geradezu entzündenden Aquarellillustrationen Maloutines; dagegen ruht unser Auge gern auf den weißen, rothen und mattblauen, von der Mitternachtsjonne beschienenen Schneefläche Czjoglin's, die ein liebevolles Versinken in die eigenthümlichen Schönheiten der Polarzone verathen. Auch Korobine's „Winter“ und „Hafen von Marseille“ sind von warmer Empfindung durchtränkte Wiedergaben kleiner landschaftlicher Ausschnitte, ohne alle willkürliche Zuthat.

Dagegen lieben es Comoff und V. Venois, ihre zart hingehauchten Aquarelle, deren Motive meistens der Umgebung von Paris entlehnt sind, mit sehr humoristisch aufgefaßten Kofolofigurchen zu beleben.

Vom landschaftlichen Genrebild bis zum Stillleben ist scheinbar nur ein kleiner Schritt. Marie Jakowitschikow darf auf diesem Gebiete, wenn man ihre heilesten Abbilder des

totden Kleinramen schon so nennen darf, als Meisterin gelten. Ihre „Glocken“, unter deren Schwingungen man die Spalten des Glockenstuhls gleichsam beben sieht, und ihre loderbende „Flamme“ sind allerdings etwas anderes, als das gewöhnliche Küchengemüse der in Wasserfarben sündigenden Blaustrümpfe, und aus ihrem „Hof“ mit seinem winkligen Gemäuer und dem durcheinander gewirfelten Gerümpel ließe sich die wunderlichste Großstadtgeschichte zusammendichten. Dagegen erinnern Theodore Bokline's weibliche „Silhouetten“, denen jedes Nationalcolorit fehlt, uns nur zu deutlich daran, daß man trotz aller Handfertigkeit auch in Paris kein Meister wird, wenn einem das innere Auge fehlt.

Der russischen Melancholie, wie wir sie bei Levitan und Nestorow ausgeprägt finden, huldigt auch Lagerström von Helsingfors in seinen beiden Landschaften. Sonst aber erquidt uns an den Werken der Finnen oder, besser gesagt, der in Finnland lebenden Scandinavier, die dieses Jahr den Russen in der Landschaftsmalerei schier den Rang ablaufen, gerade die somnige Freude an den blauen Seen, den sanftgeschwungenen Hügeln und grünen Wäldern der Heimath. A. Gallen schweigt förmlich in den leuchtenden Farben, die „nach dem Regen“ oder im „Sonnenuntergang“ das Auge entzücken, und auch die „helle Sommernacht“ mit ihrem Mondstrahlenpiel hat es ihm angethan. Und Järnefelt läßt alle Regenbogenfarben auf seine „grünen Inseln“ niederstrahlen, daß Himmel, Meer und Wald magisch leuchten. Die echte Liebe zur Natur zeigt sich aber gerade im Kleinen und Aller kleinsten; das lehren uns desselben Meisters zahlreiche Aquarelle. Eine Föhre auf eisigem Fels, einige Tannen an schneeigem Hang, oft nur ein knapper Ausschnitt des Baumes mit entsprechendem landschaftlichen Hintergrund genügt dem Maler, um ein stimmungsvolles Aquarell daraus zu gestalten, und gerade hier zeigt sich, welche padende Wirkungen sich mit den früher verpönten und verhöhten abgehackten Bäumen, deren Stamm oder Krone von der Umrisslinie des Bildes mitten durchschnitten wird, von einem wirklichen Stimmungskünstler erzielen lassen.

Auch Plomsted's Naturauffassung zeigt dasselbe fröhliche Gesicht. Die spielenden Schneelichter der „Winterlandschaft“, zwischen deren kahlen, hochgewachsenen Baumstämmen sich der vereiste Bach in vielen Windungen hinschlängelt, haben es ihm angethan, und sein Auge labt sich an den „Sonnenstrahlen“, die die grünen Hügel mit Goldglanz überschütten. Dagegen weht uns aus Magnus Endell's Pastellbild „Der Tod“ thatächlich ein Hauch der Verwesung entgegen: über eine öde, endlose Schneefläche schreitet, in einen grauen Mantel gehüllt, eine hagere, etwas gebückte Gestalt. Der Kopf steckt ganz in der Kapuze. Sieht man aber näher zu, so grinst einem aus dem grauen Tuch ein Todtenkopf, ein Gerippe entgegen.

Ich habe schon oben, da ich von den Landschaftsbildern sprach, den scharf ausgeprägten Nationalcharakter der ausgestellten russischen und finnischen Werke hervorgehoben. Aber sind es nur die slavische Melancholie, die schwermüthige Lyrik und die helle Naturfreude, die dem Fühlen und Denken dieser Halbasiaten die eigenthümliche Färbung geben? Nein, schon Maliontines' Aquarelle zum „Czar Saltan“, die ich bereits kurz erwähnte, bekunden uns vielfach durch schreiende Farbenkontraste und durch gewisse Uebertreibungen in der Zeichnung. Dieser barbarische Zug aber, der uns zugleich anlockt und abstößt, tritt nirgends scharfer und deutlicher zu tage als in Gallen's grellfarbigem Gobelinsgemälde „Die Vertheidigung des Schayes Sampo“. Und doch wird keiner, der das Teppichbild länger betrachtet, etwas daran auszusetzen haben; denn der wilde Sagenstoff, dies gräßliche geflügelte Ungeheuer, das auf stürmischem Meer auf das Schiff herniederjauchst, kann gar nicht anders als in diesen schreienden Farben dargestellt werden, und diese schreienden Farben entsprechen andererseits wieder so vortrefflich dem technischen Zweck, dem das Ganze dienen soll.

Aber vor lauter Landschaften und Teppichbildern hätten wir fast das Beste vergessen, was uns diese russische Ausstellung geschenkt hat: Seroff's meisterhafte Portraits. Ich bin gewiß kein Verehrer gemalter Majestäten und Hoheiten; aber wenn dabei der ganze Charakter des Menschen so klar zum Ausdruck kommt, wie auf dem Seroff'schen Bilde des Großfürsten Paul, der mit bloß hochmüthigem Gesicht neben seinem Gaul steht, so läßt man sich die Sache schon gefallen; höchstens bedauert man den genialen Künstler, daß er keinen würdigeren Gegenstand gefunden hat. Da war Fräulein Momontow doch ein ganz anderes Modell. Man merkt aber auch dem Portrat des jungen Mädchens die stille Schaffensfreude des Künstlers an, der sich nicht genug thun konnte, bis er dies Menschenbild mit sanfter seiner ganzen Seele in zarten Farben wiedergespiegelt hatte. Die weiße Tapete des Zimmers, das weiße Tisch Tuch, das hohe Fenster im Hintergrund, durch das man einige flimmergrüne Baumzweige des Gartens sieht, — das alles ist ein einziger Lichtstrom. Und in diesem Lichtstrom, an dem weißen Tisch, auf dem einige rothe Blumen stehen, sitzt das müßbraune Mädchen mit den großen dunkeln Augen, vollen rothen Lippen, in einer rosa Blouse, mit einer knallrothen Kette im dunkeln Schlips — eine liebliche Symphonie in Weiß, Rosa, Roth, Braun! Aber es ist mehr als eine bloße Farbenstudie; denn jeder Zug in diesem Gesicht ist Leben und Wahrheit, und all die fein abgedönten Lidier der Umgebung dienen nur dazu, den seelischen Ausdruck dieser halbreifen Mädchenzüge zu verstärken. Darum aber ist dieses Seroff'sche Portrat, dem sich das mehr in grauen, schwarzen und gelben Tönen

gehaltene Bild einer älteren Dame ebenbürtig anreicht, wohl das Meisterstück der ganzen diesjährigen Ausstellung.

Die Porträtmalerei ist überhaupt neben der Landschaft durch das Ausland wie durch die Deutschen wohl am besten vertreten. Die beiden gegenfälligen Voraussetzungen aller modernen Kunst, das liebevolle Sich-erkennen in den darzustellenden Gegenstand oder, wenn ich so sagen darf, das Sichverlieren an die Natur und das starke Hervorlehen der künstlerischen Persönlichkeit oder die besondere, ureigene Art des Schauens und Empfindens — wo könnten sie sich so durchbringen und so innig verschmelzen, wie hier, wo es die Naturtreue des Menschenbildes eben durch die besondere künstlerische Auffassung des Rohstoffes zu verwirklichen gilt? Natürlich kann ich mich hier auf eine nur einigermaßen vollständige Aufzählung der wirklich guten Bilder nicht einlassen, sondern muß nothgedrungen wieder mit mehr oder weniger Willkür einige besonders hervorstechende Beispiele herausgreifen. Da hat uns der Engländer Melville auf grauem Grund mit wenigen braunen und weißen Tönen einen „Mann in Kniehosen“ hingemalt, der die Hände in den Hosentaschen, so sicher und selbstbewußt da steht, daß wir fühlen, hier wirkte jeder koloristische Effekt und jede malerische That, und wäre es nur eine Tapete, ein Stuhl oder ein Fenster, nur störend und verwirrend. Ganz anders bei dem Belgier Rhnopps, dessen entzündendes Kind, das aus dem braunen Kleidchen so lug erstaunt hervorlugt, gerade durch die weißgrüne Glashür im Hintergrund erst die rechte Folie bekommt. Oder gar bei dem Schweden Larsson, bei dessen zimmerhohem Gemälde „Die Meinen“ sogar der Rahmen die Barriere darstellt, an der die jüngsten Knirps der dem Beschauer entgegenkommenden Familie ihre Turnkünste üben — ein Freilichtbild voll Sonne und Leben, gegen das Biggo Johansen's „Frau und Kinder“, sonst eine tüchtige Arbeit, ziemlich verblasst. Doch hat der letztgenannte Künstler uns dafür seine „Freunde“, wie sie sich abends ungezwungen bei ihm um die Lampe fleheln, in prächtigen Charakterköpfen bewahrt. Ein Malerinterieur, wie es stimmungsvoller zur Charakterisirung des dargestellten Menschen nicht gedacht werden kann, hat der Italiener Segantini hingepinselt, um uns seinen Freund Viktore Grubich mitten auf dem Trimmerfeld seiner Thätigkeit vorzuführen. Dagegen war es dem Engländer Steven du Mont offenbar hauptsächlich um ein interessantes Farbenproblem zu thun, als er auf grauem Hintergrund die grau geliebte Dame mit dem lebhaften rosigen Gesichtchen den weißgefütterten Kragen anziehen ließ und in diese lichtgraue Stimmung nur durch das zarte Rosa der Blume auf dem Schrank, auf dem Hut und im Gürtel des Mädchens einige Abwechslung brachte.

Indeß wäre es ungerecht, über den Ausländern die jungen Deutschen, insbesondere die Münchener Porträtisten zu vergessen. Da hat namentlich Samberger, der nach Lenbach's Muster, aber doch ganz selbständig in der Auffassung seine hellbeleuchteten Köpfe auf die dunkeln, verschwimmenden Umrisse des sonstigen Körpers setzt, diesmal ein Damenportrat von padendem Ausdruck geschaffen. Auch der Herr Baron Anetsbergers, der schlicht nach der Manier altdeutscher Meister gemalt ist, schaut mit seiner röthlichen Nase, deren Färbung durch den knallrothen Schlips geschickt gemildert wird, gar kug hinter der Brille hervor den Beschauer an. Friß Erler hat den Komponisten des Zarathustra, Richard Strauß, sehr charakteristisch erfaßt; nur schade, daß Kopf sich nicht plastisch genug von dem rothen Hintergrund abhebt. Aber sie alle, neben denen ich wohl noch ein halbes Dutzend Namen nennen könnte (ich erinnere nur noch an Levogt's Mann mit Pfeife und Buch bei der Lampe), verschwunden neben Habermann, der diesmal mit seiner blonden, lachenden Dame, die uns in zwei verschiedenen Farbenafforden — braunes Kleid auf grauem Grund und rothes Kleid auf rothem Grund — und außerdem noch einige Male als Studie und endlich als Bachantin gleichsam von allen Bänden antickert, alle Deutschen in Schatten stellt. Man denke sich ein mageres, häßliches, wißsinnliches Gesicht, zur Schönheit verklärt durch ein verführerisches Lachen, das gleichsam den ganzen Körper bis in die Fingerpitzen durchdringt. Man kann sich über das Frauenzimmer noch so ärgern, ihr Lachen steckt an und zwingt einen, sie immer wieder anzuschauen. Dabei ist das malerische Detail bis auf die Farbe des Handschuhs auf dem einen und den blitzenden Ring auf dem andern und den warmen Fleischton auf dem dritten Bilde (Bachantin) so raffiniert geschickt behandelt, daß dadurch der Zauber dieser vergeistigten Sinnlichkeit noch verstärkt wird.

## Kleines Feuilleton.

—14. Der gute Ton. Sie sitzen auf der Veranda. Kein Sonnenstrahl kommt in den überdachten Raum. Die Jalousien sind tief herabgelassen, so daß eine matte Dämmerung herrscht. Trotzdem die Sonnengluth abgewehrt wird, ist die Luft in der Veranda doch heiß. Sie ist so stidig und dumpf, wie sie immer in abgeschlossenen Räumen ist. Die Menschen auf der Veranda sind der Gluth erlegen. Papa und Mama sind eingenickt. Er schläft hintenüber auf seinem Korbstuhl. Sie druffelt über ihrem Häfelzeug. Die beiden ältlichen Töchter haben sich auf den Bänken ausgestreckt. Die Bücher, in denen sie gelesen hatten, liegen auf der Erde. Die Sommer-nachmittags-Gluth dörrt das Hirn. Da liegt man lieber und starrt vor sich hin.

Die Mädchen springen empor. Das Gartenthor hat getreißt.

Jetzt kommt über den Kiesweg ein Mann heran. Papa und Mama ermuntern sich bei den leisen Zurufen der Töchter. Der hochgewachsene hagere Mann, in dem verarbeiteten und vergrübelten Gesicht die platte Unterwürfigkeit und den Fanatismus des Strebers, wird von ihnen mit großer Freude empfangen. „Run, wie stehst's?“ fragt Papa.

Die Töchter, die sich dem Mann genähert haben, werden nur flüchtig von ihm begrüßt, so daß sie sich verleitet zurückziehen und sich mit ihren Vätern wieder auf die Bänke setzen. Der Mann ist noch so erregt, daß er erst auf die zweite Frage antwortet: „Run, der Gastwirth ist gewählt! Unser lieber, verehrter Superintendent ist durchgefallen.“

Der Papa fährt mit seiner fleischigen Hand zwischen Hals und Kragen herum: „Das ist ja aber schändlich! . . . Was soll denn nur daraus werden, wenn lauter solche Leute, die nicht einmal das Gymnasium besucht haben, in den Reichstag kommen? Die geben das Beispiel — na, und da wird dem wohl der gute Ton des öffentlichen Lebens und dann der des Familienlebens verderben.“

„Ja, ich weiß auch gar nicht, wie kann man nur solche ungebildete Menschen wählen. Die dürften überhaupt gar nicht in den Reichstag,“ meint die Mama.

Die Töchter machen verwunderte Augen. Wie kann man sich nur über den Reichstag, über die Wahlen so aufregen! Der einen fällt plötzlich ein, daß die Romanbadsische, die recht vorlaut sind, immer am ehesten von einem Mann „erwählt“ werden. Rasch sagt sie: „Aber, Papa, ich habe ein Fugblatt unseres Herrn Superintendenten gelesen, das war alles, nur nicht vornehm und gebildet. Ja, da waren ganz ordinäre, abscheuliche Stellen drin.“

Sie hat nicht auf die heimlichen Wink der Mama geachtet. Als sie weiter reden will, fährt der Papa, vor Aerger zitternd: „Halt's Maul! Was verstehtst du'n blödsinniges Frauenzimmer von Politik?! Hast Dich überhaupt nicht um Politik zu kümmern, Du übergeschnapptes Ding! Steh Deine Kraxe in's Buch!“

Auf einen stehenden Blick der Mama schweigt er. Der junge Mann sagt aber zustimmend zu ihm: „Ja, ja, Frauen haben nichts in der Politik zu thun. . . . Jetzt wollen sie ja auch die Frauen zum Studium zulassen. Schließlich haben wir auf dem Gymnasium noch Kollegen in Röden.“

„Jadock! Die Gänse . . . die . . . die Schafe . . .“  
„Aber Mann!“ ermahnt die Mama.  
„Na . . . ja!“

Es wird still. Der junge Mann sieht nun doch etwas beschämt vor sich nieder. Ihn scheint das eingetretene Schweigen der Verlegenheit zu drücken. Er denkt wahrscheinlich über den guten Ton nach. . . .

**Physiologisches.**

io. Einen Einfluß von Tönen auf die Handschrift hat nach einem neulichen Vortrage vor der Gesellschaft der Aerzte in Wien Urbantischitz nachgewiesen. Nach den Versuchen an einer großen Zahl von Personen veranlassen tiefe Töne den Schreibenden unwillkürlich dazu, die Buchstaben größer zu machen, besonders gegen das Ende der Sätze und der einzelnen Worte, ebenso fallen auch die Schnörkel größer aus; die Ursache ist ein Nachlassen der Muskelspannung infolge der Tonempfindung. Bei hohen Tönen werden umgekehrt die Muskeln mehr angepannt, die Buchstaben und Schnörkel werden kleiner, viele Personen fühlten einen solchen Widerstand beim Schreiben, daß sie plötzlich damit innehielten, auch die Punkte auf den Umlauten und über dem i wurden häufig weggelassen. Bei tiefen Tönen besteht die Neigung, unter die Wagerechte herunterzugehen, während bei hohen Tönen die Zeilenlinie ansteigt. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

n. Europäische Pflanzen in Amerika. Alle in Amerika wohnenden Weissen sind bekanntlich europäischen Ursprungs, und es kann nicht verwunderlich scheinen, daß die nach Amerika ausgewanderten Europäer — und diese Auswanderung findet ja noch bis auf den heutigen Tag in ganz gewaltigem Umfang statt — auch europäische Pflanzen nach Amerika brachten; aber daß dies in so ausgebehntem Maße statifand, wie es wirklich der Fall ist, sollte man kaum erwartet haben. In einem kürzlich erschienenen botanischen Lehrbuch, welches sämtliche in Nordamerika vorkommende Phanerogamen — d. h. die Pflanzen mit deutlich erkennbaren Blüten — aufzählt, enthält unter 761 Gattungen mit 2660 Arten 128 aus Europa stammende Gattungen mit 404 Arten; also 16 pCt. aller dieser amerikanischen Pflanzen sind europäischen Ursprungs! Die meisten dieser Einwanderer sind der Kategorie des Unkrauts zugurechnen, so daß wir uns dadurch nicht gerade den Dank Amerika's verdient haben. Auf der andern Seite ist es recht merkwürdig, daß trotz des großen Imports von amerikanischen vegetabilischen Produkten, z. B. Tabak, Getreide, Baumwolle, mit diesen Pflanzentheilen nur ein amerikanisches Unkraut zu uns gekommen ist; dieses eine macht sich allerdings auch in der unangenehmsten Weise auf unsern Wasserläufen bemerklich. Es ist die verächtliche Wasserpest. —

**Technisches.**

— Neuartige Verwendung von Glasabfällen. Die großen Mengen von Glasabfällen und Glasbruch, die sich in manchen Fabriken anhäufen, verwendet der französische Techniker

M. Garhey nach einem von ihm entdeckten Verfahren in einer höchst sinnreichen Weise. Er mahlt die Glasrückstände und bringt das Pulver in eine Metallform, welche successive in Oefen von verschiedenen Hitzegraden eingeführt wird, wodurch ein vollständiges Entglasen der Masse verursacht wird. Die Form bleibt ungefähr eine Stunde in dem Ofen, während dieser Zeit haben sich die Glasmoleküle zu einer plastischen Masse vereinigt; die Form wird dann aus dem Ofen herausgenommen und noch einige Minuten hindurch der großen Hitze eines dritten Oefens ausgesetzt, wodurch völlige Entglasung eintritt. Hiernach ist die Masse im Zustande völliger Plastizität, so daß sie sich in beliebige Formen zu Ornamenten pressen oder sonst als Zierstein verwenden läßt. —

**Humoristisches.**

— Kathederblüthe. Professor: „Müller, Sie haben mein Vertrauen schände getäuscht, ich werde Sie nie mehr ansehen — aber im Auge behalten werde ich Sie von jetzt ab.“

— Wort gehalten. Wittve (schluchzend): „Herr Doktor, Sie wollten meinen Mann von allen seinen Schmerzen befreien, und jetzt ist er todt.“ Arzt: „Run, und hat er etwa noch Schmerzen?“

— Warum der Bauer so sauer dreinschaut, wird in einem niedersächsischen Gedichtchen enthüllt, das die Zeitschrift „Niedersachsen“ enthält: „Uns' Bur! Uns' Bur! — De beste Meß, de beste Meß uns' Bur, — Und doch süht he darto so jur — Uns' Bur. — Worun süht he so jur ut, — So jur ut, — So jur? — So süht he von Natur ut, — Natur ut. — Uns' Bur. — Uns' Bur! — Dagdäglich argert sid de Mann, — Dat he leen — Vobder mellen kann. — Dorun süht he so jur ut, — So jur ut. — So jur.“

**Vermischtes vom Tage.**

— Im Mansfelder Gebirgskreise legte ein Wähler in Wolmed einen Stimmzettel mit folgendem Verschen in die Urne:

„Ich wähle keinen aus Berlin  
Und auch keinen aus Steffin.  
Im Reichstag ist noch kein Nachtwächter drin  
Drum gab ich meine Stimme Ferdinand Riedel aus Wolmed hin.“

— Sonntag früh ist in Essen a. d. Ruhr das Mälzereigebäude der Aktienbrauerei mit sämtlichen Malz- und Hopfenvorräthen niedergebrannt. Der Schaden beträgt mehrere hunderttausend Mark. —

— In Prag kam es am Sonnabend zu Schlägereien zwischen Militär- und Zivilpersonen. Die einschreitenden Gendarmen wurden angegriffen. Militär wurde aufgeboten. 15 Personen sind verhaftet. —

— Der Hauptkassirer der „Ungarischen Bank für Industrie und Handel“ in Budapest hat sich erschossen. Es wurde in der Kasse ein Fehlbetrag von 29 000 Gulden festgestellt. —

— Die Lombardei und Venetien wurden von sehr schweren Gewittern heimgesucht, welche namentlich in den Provinzen Brescia, Padua und Treviso bedeutenden Schaden an Häusern, Brücken und Feldern anrichteten. Eine Windhose zerstörte 40 Häuser in Mestrino und in Rubano bei Padua. —

— In Rischni-Rowgorod scherte eine Feuersbrunst gegen 100 Häuser ein. Die Stadt Bohatirew wurde durch einen Brand heimgesucht, durch den mehrere hundert Wohnhäuser und zwei Kirchen zerstört wurden. 10 Personen kamen in den Flammen um. Viele andere erlitten schwere Brandwunden. — Auch aus Ungarn werden mehrere große Schadenfeuer gemeldet. Bei einem Brande in Ohtro, der 131 Gebäude vernichtete, verbrannte ein Greis und seine zwei Enkel. —

— In Paris spielen die Wahlplakate in Zeiten allgemeiner Wahlen eine große Rolle. Alle Mauern, mit Vorliebe die der öffentlichen Gebäude sind mit ganzen Schichten bunten Papiers bedeckt. Auch Denkmäler bekommen oft etwas ab. Dabei gehen die Kleisterer geflissentlich darauf aus, die noch frischen Wahlaufrufe der Gegner zu überleben. Gelegentlich giebt's dann auch Schlächten mit Pinjel und Kleister. Der Gemeinderath beschäftigt sich jetzt ernstlich mit der Frage, wie dem zu steuern sei. Man hat vorgeschlagen, überall Klebentafeln aufzustellen, die allein den Plakaten dienen sollen. —

t. Ein neues Geschöß für das französische Infanterie-Gewehr befindet sich in Vorbereitung. Das Geschöß besteht aus Messing und ist länger und spitzer als das gegenwärtig gebrauchte Geschöß. Die „Vorzüge“ desselben sollen in einem geringeren Gewicht, einer größeren Tragweite und einer stärkeren Durchschlagskraft bestehen, indem dasselbe ohne Schwierigkeit eine Stahlplatte von 18 cm Dicke durchbohrt. —

— In einem Dorfe bei Charleville (Frankreich) wurden fünf Arbeiter vom Blize getroffen. Einer wurde getödtet, die anderen erlitten furchtbare Brandwunden. —

— Die von dem Botaniker Linden geleitete Orchideenzucht in Moortebeek unweit Brüssel hat dieser Tage vier Orchideen nach London verkauft; eine dieser Pflanzen brachte 12 000 Fr., die drei anderen Orchideen je 10 000 Fr. —